

Ralf Schöppner

Vorwort

Begriff und Konzept von „Identität“ haben keinen einwandfreien Ruf und das völlig zu Recht. In Geschichte wie Gegenwart lassen sich leicht Beispiele in Fülle dafür finden, wie „Identität“ – vor allem im Sinne von „kollektiver Identität“ – zweifelhaft bis menschenverachtend verwendet wurde und wird: Konstruktion von Gruppen durch unzulässige Vereinheitlichung der ihr zugewiesenen Mitglieder, Essenzialisierung realer oder erfundener Eigenschaften der Mitglieder dieser Gruppen, positive Bewertung der Eigengruppe bei gleichzeitiger Abwertung von Fremdgruppen, gewaltvoller Ausschluss von Menschen aus Gruppen, Aufstachelung zum Hass auf die Anderen bis hin zum Genozid.

Andererseits scheint es aber auch schwer zu sein, Begriff und Konzept vollends fallen zu lassen, was ja durchaus eine Option sein könnte. Ludwig Wittgenstein schrieb an Bertrand Russell, „Identität“ sei ein echter Teufel, aber ungeheuer wichtig, weil mit den meisten grundlegenden Fragen verbunden.¹ Seyla Benhabib spricht vor dem Hintergrund ihrer Überlegungen zu „jüdischer Identität“ verallgemeinernd von moderner Identität als Identität von „Halb-Anderen“, einem geteilten „Dazwischensein“, in dem wir füreinander zugleich Andere und Gleiche sein können.² Isolde Cha-

1 „Identity is the very devil and *immensely important*; very much more so than I thought. It hangs – like everything else – directly together with the most fundamental questions.“ Brief von Ludwig Wittgenstein an Bertrand Russell, 29.10.1913. In: Brian McGuinness (Hrsg.): Wittgenstein in Cambridge: Letters and Documents 1911-1951, Blackwell, Malden 2008, S. 49.

2 Seyla Benhabib: Gleichheit und Differenz. Jüdische Identität im Spiegel der Moderne. In: Blätter für deutsche und internationale Politik. 63. Jg., 2012, Heft 7 (Juli), S. 120.

rim warnt davor, sich der „Identitätsfront“ zu verweigern, weil man sonst den gegenwärtigen Krisen- und Konfliktlagen nicht gerecht werden könne; sie plädiert für ein Leben im „identitären Prekariat“ mit sogenannten „nicht-vollen Identitäten“.³ Und in ähnlicher Weise legen auch die aktuellen Debatten um „Identitätspolitik“⁴, zumeist in einer falschen Opposition zu „Universalismus“, nahe, nach einem emanzipatorischen und humanistischen Verständnis von „Identität“ und „Identitätspolitik“ zu fragen.

Ausgehend von dieser ambivalenten Grundsituation – notwendige Kritik und besondere Bedeutung von „Identität“ – gilt mit dem vorliegenden Buch weiterhin, was schon früher in dieser Buchreihe geschrieben wurde: „Humanismus ist eine nicht-identische Identität, das Schreckgespenst einer jeden identitären Bewegung.“⁵ Hinzu kommt nun der Versuch, anknüpfend an diesen Verzicht auf die vollständige Preisgabe des Identitätsbegriffs „Humanistische Identität heute“ genauer und derart zu bestimmen, dass sie sich deutlich von homogenisierenden, geschlossenen und exkludierenden Identitätskonzepten unterscheidet. Dabei liegt es nicht nur an der notorischen, politisch „rechten“ Indienstnahme von „Identität“, dass humanistische Identität heute nur auf ein kritisch abgerüstetes Identitätskonzept zielen kann. Auch die Geschichte des Humanismus legt ein Konzept offener, dialogischer und fragiler Identitäten nahe.⁶

So problematisiert der Band zum einen die *Formgestalt* humanistischer Identität heute: die geringe Bedeutung von Mitgliedschaft für Zugehörigkeit, weder konfessionsförmig noch konfessionsfrei, Eskalationspotenziale starker Selbstidentifikationen, Praxisbezug, historisch-politisches Bewusstsein, universalistische Einbettung von Identitätspolitik, Identität als „weniger Identität“.

Zum anderen werden zusammen mit einer Studie zu konfessionsfreien Identitäten *Inhalte* einer humanistischen Identität heute diskutiert: Humanität, Menschenrechte und kulturelle Vielfalt, Religionsfreiheit und Reli-

3 Isolde Charim: Ich und die anderen. Wie die neue Pluralisierung uns alle verändert. Wien 2018, insbesondere S. 48 und S. 164.

4 Einen guten Überblick gibt: Aus Politik und Zeitgeschehen (APuZ): Identitätspolitik. 69. Jahrgang, 09-11/2019.

5 Vgl. Ralf Schöppner: Humanistische Werte in der Einwanderungsgesellschaft. In: Ders. (Hrsg.): Vielfalt statt Reformation. Band 10 der Schriftenreihe der Humanistischen Akademie Berlin-Brandenburg. Aschaffenburg 2017, S. 82.

6 Vgl. dazu den Beitrag von Hubert Cancik in diesem Band: „Nichts Menschliches ist mir fremd.“ (Terenz) Zur Frühgeschichte des Humanismuskurses im 2. Jahrhundert v. u. Z.

gionskritik, Selbstbestimmung, Seelsorge und Umgang mit Sterblichkeit und Tod.

Zur Formgestalt humanistischer Identität heute

Den ersten Teil eröffnet der Religionswissenschaftler *Horst Junginger* mit seinem Beitrag „Die Kirchenmitgliedschaft als religiöse Anomalie“. Das deutsche „Kirchenmitgliedschaftssystem“ mit seinen sehr besonderen Zugehörigkeitskriterien sei religionsgeschichtlich betrachtet eine Anomalie. Zur „Kirchenförmigkeit des Religionsdiskurses“ hierzulande gehöre es aber, die Zugehörigkeit zu einer Religion oder Weltanschauung wie selbstverständlich mit der Mitgliedschaft in einer christlichen Kirche gleichzusetzen. Der Autor erläutert u. a. die problematischen „Sekundärwirkungen des Körperschaftsstatus“, die keineswegs global oder geschichtlich verbreitete Mitgliedschaft „qua Geburt“ bzw. durch Babytaufe, das „monatliche Staatsinkasso“ und die Sicherstellung der evangelischen Kirchenmitgliedschaft durch das Territorialprinzip – „Möbelwagenkonversion“. Sein Aufsatz macht deutlich, zu welchen realen Ungleichbehandlungen die Gleichsetzung von Zugehörigkeit und kirchenförmiger Mitgliedschaft führt, für andere Religionsgemeinschaften – z. B. die Muslime – wie für religionsfreie Humanistinnen und Humanisten. Jungingers Text lässt sich durchaus lesen als ein Beitrag zu der mittlerweile verbreiteten religionssoziologischen Erkenntnis, dass sich die Größe und die gesellschaftliche Relevanz von Religions- und Weltanschauungsgemeinschaften nicht an Mitgliedszahlen festmachen lässt. Zwar werden humanistischen Verbänden und Organisationen in Deutschland nach wie vor von staatlicher wie von kirchlicher Seite die vergleichsweise niedrigen Mitgliedszahlen vorgehalten, doch zeigt der Umgang mit den Muslimen, die nicht wie eine Kirche organisiert und nur zu einem ganz geringen Teil in einem Verband Mitglied sind, dass es sich gegenüber den Humanisten eher um rhetorische Abwehrgefechte als um seriöse Argumentation handelt. Und so drückt sich „Humanistische Identität heute“ primär auch gewiss nicht in der Formgestalt „Mitgliedschaft in einem humanistischen Verband“ aus, womit zunächst einmal ein wesentlicher Aspekt ihrer Form *ex negativo* bestimmt ist.

Der Aufsatz von *Thomas Heinrichs* „Diskriminierungsrisiko Weltanschauung“ knüpft an Jungingers Analyse der inakzeptablen Ungleichbehandlung von Religions- und Weltanschauungsgemeinschaften in

Deutschland an und schreibt sie in den Diskriminierungsdiskurs ein. Die Privilegierung der Kirchen in Deutschland, für die der Philosoph und Rechtsanwalt Heinrichs eine ganze Reihe von Beispielen gibt, berge ein „erhebliches Diskriminierungsrisiko für alle anderen Religionen und Weltanschauungen und für die Konfessionsfreien“. So interessant wie sinnvoll ist dabei seine Unterscheidung von „weltanschaulich Gebundenen“ und „Konfessionsfreien“, die beide strukturell diskriminiert würden: So verlange Gleichbehandlung im schulischen Bereich sowohl ein Angebot humanistischer Lebenskunde wie auch einen „Ethikunterricht für die Konfessionsfreien“. Auch dieser Autor weist auf die problematische Bedeutung des Kriteriums kirchenförmiger Mitgliedschaft hin: Der vom Bundesverwaltungsgericht mittlerweile entwickelte „soziologische Religionsbegriff“, der den Religions- und Weltanschauungsgemeinschaften von der formalen Mitgliedschaft unabhängige Zugehörigkeitskriterien zugestehe, werde von den Verwaltungsgerichten noch nicht konsequent angewendet. Das staatliche Abverlangen eines kirchenförmigen Mitgliedschaftssystems ist demnach nicht nur eine religionsgeschichtliche Anomalie, sondern darüber hinaus auch ein bleibendes Diskriminierungsrisiko. „Humanistische Identität heute“ hat weder die Formgestalt einer konfessionsförmigen Identität im kirchlichen Sinne noch auch die einer *konfessionsfreien* Identität, denn sie ist mehr und anderes als das, eine *weltanschauliche* Identität.

Auf Grundlage des Beitrags von *Wolfgang Bergem* „Friedens- und Eskalationspotenziale von Religion und Weltanschauung“ lässt sich die Frage nach der Formgestalt noch einmal ganz anders akzentuieren. Der Siegener Politikwissenschaftler hatte erste Überlegungen schon beim Dialog der Weltanschauungen 2018 in der Berliner Humboldt-Universität vorgestellt, einer von der Berliner Senatsverwaltung für Kultur und Europa geförderten Kooperation verschiedener humanistischer und säkularer Gruppen.⁷ In seinem nun nochmals deutlich erweiterten Text hebt er hervor, dass besonders solche Religionen und Weltanschauungen große Eskalationspotenziale hätten, deren Identität zu einem großen Teil durch Negativabgrenzungen zu anderen Gruppen bestimmt sei. Ebenso sei es eskalationsfördernd, wenn das Identitätsmerkmal Religion/Weltanschauung im Rahmen der gesamten personalen Identität von Angehörigen einer Religions- und Weltanschauungsgemeinschaft eine gegenüber anderen Merkmalen – wie z. B. Geschlecht, Alter, Staatsangehörigkeit, Schicht, Beruf,

7 <https://humanistisch.de/x/akademie-bb/meldungen/2019014131> (abgerufen am 28.8.2019).

Kultur, Fähigkeiten, Präferenzen, Hobbys – allzu dominante Rolle spielen. Aus diesen Überlegungen ergeben sich mindestens zwei Aufschlüsse für die Formgestalt „Humanistischer Identität heute“: Weder ist es friedensfördernd, ein negatives Abgrenzungskriterium wie z. B. „nichtreligiös“ zu sehr in den Vordergrund zu stellen, noch sollte man überhaupt seine je eigene Religion oder Weltanschauung in einem übertriebenen totalisierenden Maße ernst nehmen.

Durchgehend identitätskritisch verfährt *Cordula Bachmann* in ihrem essayistischen Beitrag „Humanismus und Identität – eine praxistheoretische Antwort“. Die Europäische Ethnologin plädiert dafür, den Identitätsbegriff zugunsten des Praxisbegriffs fallen zu lassen. Sie streift einige Stationen der Entwicklung des Identitätsbegriffs – deutscher Idealismus, Mead, Erikson – und kritisiert die Vorherrschaft eines „mentalistischen Bias“ in den aktuellen Identitätsdiskursen, die hinter schon Erreichtes zurückfallen. Diese mangelhafte Berücksichtigung der sozialen, intersubjektiven, materiellen und institutionellen Eingebundenheit der Subjekte sei insbesondere einer Reihe von feministischen Beiträgen zur Identitätsdebatte – Jessica Benjamin, Seyla Benhabib – fremd. Bachmann sieht im zeitgenössischen Humanismus, z. B. bei Frieder Otto Wolf, bereits Ansätze für eine starke Praxisorientierung und hält die Auseinandersetzung mit *gender* und *post-colonial studies* für weiterführend in den Debatten um ein humanistisches Selbstverständnis.

Die beiden folgenden Beiträge nehmen den Identitätsbegriff wieder positiv auf, keineswegs unkritisch, und beziehen ihn auf die gegenwärtigen Herausforderungen im organisierten Humanismus der Bundesrepublik, insbesondere des *Humanistischen Verbandes Deutschland*, einer anerkannten Weltanschauungsgemeinschaft, in einigen Bundesländern Körperschaft des öffentlichen Rechts. *Bruno Osuch*, langjähriger Präsident des Landesverbandes Berlin-Brandenburg, stellt in seinem Beitrag „Identität durch erlebte Diskriminierung und Solidarität“ die Bedeutung historischer Erfahrungen für Prozesse der Identitätsbildung und die Notwendigkeit eines historisch-politischen Bewusstseins heraus. Am Beispiel der wechselvollen Entwicklung des besonderen Unterrichtsfachs Humanistische Lebenskunde in Berlin und Brandenburg wird deutlich, wie und was die heute in humanistischen Verbänden Aktiven aus der Geschichte und das heißt auch von den Erfahrungen der älteren Generation lernen können: von der Aufarbeitung der Geschichte des Fachs durch eine „junge Freidenkergeneration der 1980er Jahre“, der langen Kontinuität kirchlicher und konservativer Widerstände zurück bis zur Inhaftierung von FreidenkerInnen, von partei-

politischen und innerverbandlichen Solidarisierungen sowie gemeinsamen Kämpfen, die Lebenskunde zu dem erfolgreichen und beliebten Fach gemacht haben, das sie heute ist. Zur Formgestalt „Humanistischer Identität heute“ gehört demnach auch ein historisch-politisches Bewusstsein der eigenen Gewordenheit, das helfen kann bei der Bewältigung gegenwärtiger praktischer wie konzeptueller Herausforderungen, innerverbandlich und gesellschaftlich-politisch. Aber auch Osuch warnt bei aller Betonung von historisch gewachsener Identität wohlweislich vor „übertriebener Identität“. Humanismus könne nicht reduziert werden auf die „Durchsetzung von Eigeninteressen“, er habe wesentlich einen universalistischen Anspruch, d. h. die Interessen aller Menschen im Auge.

Damit ist nun diejenige Frage aufgerufen, die *Alexander Bischoff* in seinem Text „Wenn Universalismus zur Identität gehört – Der *Humanistische Verband Deutschland* im Spannungsfeld von Identitätspolitik und Universalismus“ beschäftigt: Wie lassen sich konzeptuell und praktisch Identitätspolitik, im Sinne einer Bezugnahme auf die Interessen der Eigengruppe (hier: die humanistischen Konfessionsfreien), und Universalismus, im Rahmen eines modernen humanistischen Selbstverständnisses, kohärent miteinander vermitteln? Der Referent für Weltanschauung beim *Humanistischen Verband Deutschland*, Landesverband Berlin-Brandenburg, nimmt dazu in verbandspolitischer Perspektive Stellung und unterscheidet zwischen guter und schlechter Identitätspolitik, erstere sei „universalistisch eingebettet“, sodass es auch nicht widersprüchlich sei, dass der *Humanistische Verband* zugleich Interessensgemeinschaft für nichtreligiöse Menschen sei und sich auf „das Menschliche“ bzw. die Menschheit bezieht. Der Autor beschreibt den Universalismus mit „Würde“, „Toleranz“, positiver und negativer Glaubensfreiheit: „Zum humanistischen Partikularinteresse gehört das Interesse an allgemeinen Regeln“. Historisch sieht er in der in den 1990er Jahren begonnenen Transformation von der Freidenkerei zum Humanismus die Entwicklung von einer durch religiöse Vormachtstellung mitverursachten, an Eigeninteressen orientierten Identitätspolitik hin zu einer stärker universalistisch eingehetzten Identitätspolitik.

Der Beitrag des Herausgebers, zugleich der letzte Beitrag im ersten Teil, konstatiert im Titel, dass dieser Transformationsprozess noch im Gange sei: „Die humanistische Wende ist nicht abgeschlossen“. Zum einen soll gezeigt werden, dass die in aktuellen Debatten populäre Opposition von Universalismus und Identitätspolitik nicht haltbar ist und – anknüpfend an Osuch und Bischoff – dass auch in einem modernen humanistischen Selbstverständnis beide Intentionen miteinander vermittelt werden können,

sowohl ohne identitäre Verirrung als auch ohne Preisgabe des universalistischen Impulses. Zum zweiten wird die Frage aufgeworfen, ob es für diese notwendige konzeptuelle Vermittlung einer Vollendung der von der freigeistigen Bewegung begonnenen humanistischen Wende bedarf oder ein begründeter Verbleib auf halber Strecke genauso tragfähig ist. In beiden Fällen jedoch, so eine Konklusion, wird humanistische Identität heute immer nur „weniger Identität“ bedeuten können, ohne dass dies jedoch einem Verlust an weltanschaulichem Gehalt gleichkommt.

Inhalte humanistischer Identität heute

Der Text des Klassischen Philologen *Hubert Cancik* – „Nichts Menschliches ist mir fremd“ (Terenz). Zur Frühgeschichte des Humanismuskurses im 2. Jahrhundert v. u. Z.“ – markiert den Übergang zum zweiten Teil des vorliegenden Bandes: Er verweist in historischer Perspektive nochmals auf einen Aspekt der spezifischen Formgestalt humanistischer Identität – Fragilität – und stellt zugleich eine ihrer wesentlichen inhaltlichen Bestimmungen vor: Humanität. Canciks Lesart der antiken Komödie des Terenz – *Heauton Timoroumenos* / „Der Mann, der sich selbst bestraft“ – zeigt die Aktualität dieses antiken Textes und schließt ihn auf für eine eigene Lektüre. Erkennbar wird, dass Humanismus sich stets auf etwas allen Gemeinsames („ist mir nicht fremd“) bezieht, das zu Empathie, Milde und Verständnis im Miteinander führen kann, und doch gleichzeitig zu berücksichtigen hat, wie schwierig und fragil das ist, weil der Eine und der Andere eben doch nicht einfach zwei Gleiche sind und sogar der Eine nicht immer derselbe. Demnach gehört es zum Normalfall humanistischer Identität, dass Humanität gelingen und misslingen kann: „Auch das Scheitern ist mir nicht fremd“, könnte man abgewandelt konstatieren.

Noch immer ist in kirchlichen und religiösen Spektren die Annahme nicht wenig verbreitet, nichtreligiöse Menschen hätten keine Wert- und Sinnvorstellungen, was auch seinen Ausdruck findet in der sich im anglo-amerikanischen Sprachraum durchsetzenden Bezeichnung Nichtreligiöser als „nones“ („Nichtse“). Die Psychologin und Sinnforscherin *Tatjana Schnell* stellt in ihrem Aufsatz „Die Säulen des Humanismus in der Studie *Konfessionsfreie Identitäten*“ erstmalig im deutschsprachigen Raum ausführliche Ergebnisse ihrer umfassenden 2016/2017er Befragung nichtreligiöser Menschen in Deutschland, Österreich und der Schweiz vor. Auf der

Basis von vier möglichen Selbstbezeichnungen der Befragten – atheistisch, agnostisch, humanistisch, freidenkerisch – gaben diese Auskunft über ihre grundlegenden Überzeugungen, Formen von säkularer Spiritualität, säkulare Riten und Gebräuche, humanitäre Haltungen und Identifikationsgrade. Angelehnt an die sogenannten „Fünf Säulen des Islams“ wurde also jenseits von Mitgliedschaften nach Zugehörigkeit durch Überzeugungen und Praxis gefragt. Hier deutet sich eine tragfähige alternative Bestimmung von Zugehörigkeit zum Humanismus in modernen pluralistischen Gesellschaften an. Die Studie zeigt durchaus eine Reihe von interessanten graduellen Unterschieden im Vergleich der vier Gruppen. Eines aber ist klar: Wertorientierungen wie z. B. „Verantwortungsübernahme“ und humanitäre Haltung sind bei allen deutlich ausgeprägt, etwas stärker jeweils noch bei den sich als „humanistisch“ Bezeichnenden. Gleiches gelte auch für Identifikationsgrad und Organisationsbedürfnis, beide höher bei den Humanistinnen und Humanisten.

Eher indirekt kommt in Schnells Studie auch zum Ausdruck, was schon bekannt sein dürfte: Eine zentrale humanistische Überzeugung und Praxis ist die Bejahung der allgemeinen Menschenrechte und das Engagement für deren weltweite Achtung und Durchsetzung sowie die Einforderung von Toleranz.⁸ Damit ist jedoch noch nichts gesagt über die potenzielle Konfliktivität dieser beiden Überzeugungen – Menschenrechte und Toleranz – und deren mögliche Auflösung: Was tun, wenn kulturelle Praxen den Menschenrechten widersprechen? Der Philosoph und Politikwissenschaftler *Georg Lohmann* vertritt dazu in seinem Beitrag „Fordernd und fördernd – der egalitäre Universalismus der Menschenrechte und die Vielfalt der Kulturen“ eine doppelte These. Zum einen verlangten Menschenrechte keine Einheitskultur, sondern förderten kulturelle Vielfalt, denn auch das Recht auf Kultur sei ein *individuelles* Menschenrecht – nicht aber das Recht einer Kultur. Zum anderen forderten Menschenrechte von allen Kulturen die Akzeptanz der Minimal-Bedingung „individuelle Selbstbestimmung“ samt Exit-Option und sie können damit durchaus einen Anpassungsdruck auf nicht-liberale Gemeinschaften zur Folge haben. Der Aufsatz ist die erweiterte Ausarbeitung eines Vortrags auf der Tagung „Universelle Rechte – Partikulare Lebensformen – Islamischer Feminismus“ der Humanistischen Akademie Deutschland im Rahmen des Humanistentags in Nürnberg im

8 Vgl. exemplarisch das Humanistische Selbstverständnis des Humanistischen Verbandes Deutschland: <https://humanistisch.de/x/hvd-bundesverband/inhalte/humanistisches-selbstverstaendnis> (abgerufen am 21.8.2019).

Juni 2018. Lohmann hebt dabei insbesondere die rechtliche Dimension der Menschenrechte – gegenüber ihrer moralischen – hervor, wonach es nicht um menschenrechtliche Gesinnung, sondern um menschenrechtskonformes Verhalten gehe. Grundlage seiner Ausführungen ist ein Verständnis von Kultur als ein komplexes System aus verschiedenen Werthaltungen, Subgemeinschaften und Zugehörigkeiten, das sowohl durch friedliche Koexistenz als auch durch Kämpfe um Hegemonie geprägt sein kann. Die Menschenrechte, so wird bei Lohmann deutlich, sind ein normatives Korrektiv zugunsten individueller kultureller Selbstbestimmung in Kulturen mit homogenisierenden und repressiven Tendenzen.

So ist es nicht verwunderlich, dass insbesondere Debatten über den Islam auch in humanistischen Kreisen stets äußerst kontrovers verlaufen, so z. B. auf der oben erwähnten Tagung beim Humanistentag 2018. *Lale Özisik*, Pädagogin und wissenschaftliche Mitarbeiterin der Universität Bielefeld, und *Arnd Richter*, Pädagoge, Sozialwissenschaftler und Lehrbeauftragter an der Universität Bielefeld, haben ihre dortigen Ausführungen für das vorliegende Buch in schriftlicher Form neu akzentuiert und präzisiert. Ihr gemeinsamer Aufsatz „Gleichberechtigung und Kopftuch? Eine Einführung in den islamischen Feminismus“ kann gelesen werden als Anknüpfung an vorhergehende Debatten um Humanismus und Islam in dieser Schriftenreihe. Auf der Basis der vorgenommenen Unterscheidung zweier möglicher Ansätze – der Versuch, zum einen *innerhalb* der koranischen und damit religiösen Tradition eine humanistische Lesart zu etablieren und zum anderen *außerhalb* und neben dieser an die Tradition eines arabisch-persischen Freidenkertums zu erinnern⁹ – wählen Özisik und Richter erneut bewusst den schwierigeren ersten Weg. Zwar beziehen sich die beiden nicht explizit auf Humanismus, jedoch implizit durch ihren normativen Bezug auf Befreiung und Selbstbestimmung von Frauen weltweit. Sie zeigen, wie „islamische Feministinnen“ den Koran als Text nicht vollends aufgeben, sondern durch historische Kontextualisierung und insbesondere die Kontrastierung anlassbezogener mit anlassunabhängigen Suren auf der Möglichkeit einer alternativen Lesart beharren. Diese unterscheidet sich

9 Mouhanad Khorchide: Welcher Islam kann welchen Beitrag zum Humanismus leisten? Sowie: Aziz al-Azmeh: Freidenkertum und Humanismus. Stimmungen, Motive und Themen im Zeitalter der Abbasiden (8.-13. Jahrhundert). Beide in: Ralf Schöppner (Hrsg.): Vielfalt statt Reformation. Band 10 der Schriftenreihe der Humanistischen Akademie Berlin-Brandenburg. Aschaffenburg 2017, S. 218-233 sowie S. 234-255.

deutlich von der dominanten – einseitigen und vereindeutigenden – und bewusst nicht-egalitären Lesart, die sowohl bei konservativen und fundamentalistischen Muslimen zum Ausdruck kommt als auch in manchen Formen der Islamkritik unhinterfragt als Grundlage der Kritik akzeptiert wird. Der Text ermöglicht eine Auseinandersetzung mit dem schwierigen Verhältnis von Religionsfreiheit und Religionskritik.

Dass zu einer humanistischen Identität heute wesentlich „Selbstbestimmung“ gehört, ist die Grundannahme des zweiten Textes des Herausgebers, dessen Titel „Selbstbestimmung: Abrüsten und daran festhalten“ zugleich die Notwendigkeit eines eingebetteten Verständnisses von Selbstbestimmung anzeigen soll. Weder dürfen gesellschaftliche Zwangs- und Bedingungsverhältnisse übergangen noch die sozialen Eingebundenheiten des Menschen ausschließlich negativ als zu überwindende Hindernisse gering geschätzt werden. Der Text macht einige Unterscheidungen in Bezug auf verschiedene Freiheitsbegriffe; unternimmt konzeptionelle Vorüberlegungen zu den Erfahrungen, die Mitglieder moderner Gesellschaften mit dem Thema „Selbstbestimmung“ machen; weist die im säkularen Spektrum nicht eben selten zu hörende Einschätzung ab, Religion sei mit Selbstbestimmung nicht zu vereinbaren; und überprüft die Überlegungen dann anhand eines Beispiels, bewusst nicht eines der „typisch humanistischen“ wie z. B. Selbstbestimmung am Lebensende, sondern eines aus dem Bereich digitaler Selbstbestimmung: unser Umgang mit dem Smartphone.

Wer von Selbstbestimmung redet, darf von Verwundbarkeit und Unterstützung nicht schweigen. Eigentlich banal und doch muss man immer wieder daran erinnern: Menschen sind nicht nur in der Lage, ihr Leben an wohlklingenden humanistischen Überzeugungen zu orientieren, sondern sie geraten auch beständig in Situationen, in denen sie nicht mehr weiterwissen und Anteilnahme oder Hilfe brauchen. *Tina Bär*, Projektkoordinatorin der *Humanistischen Akademie*, plädiert in ihrem Beitrag „Menschen beistehen – Nichtreligiöse Seelsorge als Teil humanistischer Identität“ für ein Seelsorgeangebot durch humanistische Verbände und Organisationen. Vor dem Hintergrund der Praxiserfahrungen insbesondere in Großbritannien aber auch anderen europäischen Ländern wie z. B. den Niederlanden oder Belgien verweist sie auf die verbreitete Erfahrung, dass viele Menschen „sich erst dann auf ein Gespräch mit einem Seelsorger oder einer Seelsorgerin einlassen, wenn sie hören, dass diese ebenso wenig religiös sind, wie sie selbst“. Anknüpfend an den Forschungsbericht der *Humanistischen Akademie Berlin-Brandenburg* von Anke Lauke: „Opportunities and

Challenges for Humanist Counselling in Berlin“ vom Juni 2019¹⁰ diskutiert sie Begrifflichkeiten, Inhalte, Methodik, Zielgruppen und bietet schließlich Vorschläge an für den strategischen Ausbau von nichtreligiösen Seelsorgeangeboten in Berlin und Deutschland. Der Begriff „Seelsorge“ ruft nicht nur die Kritik seiner religiösen Konnotation auf den Plan, er mag auch den falschen Eindruck erwecken, hier ginge es ausschließlich um besonders dramatisch-existenzielle Fragen und Probleme wie Tod und Sterben. Bei Bär wird deutlich, dass humanistische Seelsorge offen ist für alle Herausforderungen des menschlichen Lebens, seien es Erziehungs- oder Eheprobleme, Unsicherheiten bei der Berufswahl usw.

Die beiden das Buch abschließenden Aufsätze fokussieren dann aber primär, wenn auch nicht ausschließlich auf das „Eingemachte“. Beide Autoren hatten einige Überlegungen bereits auf der Tagung der *Humanistischen Akademie Berlin-Brandenburg* „Kein Gott, kein Trost? Herausforderungen eines humanistischen Umgangs mit Sterblichkeit und Tod“ am 5./6. April 2019¹¹ vorgestellt. *Franz-Josef Wetz*, Philosoph und Ethiker kritisiert in seinem Aufsatz „Trost ohne Gott“ die Haltung vieler Humanisten, Atheisten und Naturalisten: Sie würden allzu oft Todesangst aus weltanschaulichen Gründen herunterspielen, weil sie befürchten, sie mache die Menschen für Religion empfänglich und hebe die Grenzen des zentralen humanistischen Postulats menschlicher Selbstbestimmung zu sehr hervor. Wetz dagegen spricht aus, was viele der Gemeinten anscheinend lieber nicht sagen wollen: Wer am Leben hängt, der möchte nicht sterben. Sein Beitrag betont eine biologische Grundlage der Beziehung Sterblichkeit – Selbsterhalt, bleibt skeptisch in Bezug auf die philosophische Tradition der Trostbücher und argumentiert für „kosmische Bescheidenheit“ als einer Lebenshaltung, die es ermöglichen kann, die „schwierige Balance“ zu halten zwischen Aushalten-müssen und Nicht-bewältigen-können. Zur humanistischen Identität heute gehört, so lässt sich im Anschluss an Wetz folgern, ein Bekenntnis zur Freude am Leben, ein Ernstnehmen der mit Tod und Sterblichkeit zusammenhängenden menschlichen Ängste sowie die Einsicht, dass Trost oftmals „Vertröstung“ im positiven Sinne ist: Linderung, weil es keine wirkliche Lösung gibt.

10 <https://humanistisch.de/x/akademie-bb/inhalte/forschung-der-humanistischen-akademie> (abgerufen am 30.8.2019).

11 Siehe auch den Tagungsbericht auf <https://humanistisch.de/x/akademie-bb/meldungen/2019044651> (abgerufen am 30.8.2019).

Es obliegt dem Philosophen und Autor vieler erfolgreicher Sachbücher *Wilhelm Schmid*, den Band mit seinem Beitrag „Was Menschen tröstet“ zu beschließen. Sein Ausgangspunkt ist die Überlegung, dass Menschen aufgrund ihrer biografischen Erfahrungen individuelle „Trostgeschichten“ haben und es sehr unterschiedlich sein kann, wann jemand trostbedürftig ist, was ihn tröstet und was ihn untröstlich zurücklässt. Auch bei Schmid gibt es das Eingeständnis eines nicht zu bewältigenden Restes, die Erfahrung der Tragik: Es gebe Dinge, die nicht wiedergutmacht werden könnten, Trost könne hier allenfalls Gefühle der Trauer abmildern. Trost verschaffe – wohlgedacht: nach der Verzweiflung – Lebenskraft und Lebensenergie, insbesondere durch das Stiften von Zusammenhang und Sinn in den vier unterschiedlichen Dimensionen sinnlich, seelisch, geistig und transzendent (im weiten Sinne von „Schwellen überschreiten“). Anhand von Schmid's Trostdenken wird eine für den modernen Humanismus entscheidende Differenzierung deutlich: Es gibt viele Erfahrungsbereiche des menschlichen Lebens, in denen geht es um Halt und Beistand, und nicht darum, eine Wahrheit zu erkunden oder eine Situation rational zu analysieren. Das Kognitive wird dadurch keineswegs gering geschätzt, sondern lediglich sinnvoll in seiner Zuständigkeit eingeschränkt.

Schmid, der viele Bücher über das Glück geschrieben hat, betont am Ende seines Beitrages völlig zu Recht die Notwendigkeit, sich damit anzufreunden, dass „Unglücklichsein zumindest gelegentlich zum menschlichen Sein gehört“. Diese Einsicht erwächst sicherlich nicht nur vor dem Hintergrund der behandelten Themen Tod und Sterblichkeit, sondern auch angesichts einer verbreiteten Ratgeberliteratur, die das Unglücklichsein ausschließlich als etwas durch diesen Tipp oder jenes Mittel zu Behebendes betrachtet. Gleichwohl, und dies klingt in den hiermit vorgelegten Beiträgen immer wieder durch, gehört auch der Impuls, dass Menschen – so weit wie eben möglich – ein glückliches Leben führen können sollten, sicherlich zu einer humanistischen Identität heute. Dass am Ende dann jeder sein mal mehr, mal weniger geglücktes Leben auf seine ureigenste Weise geführt haben dürfte, daran wird sich Wittgensteins Teufel Identität die Zähne ausbeißen.